

Zeitschrift: Frauezitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1987-1988)
Heft: 21

Artikel: Das feministische Milchmädchen
Autor: Jaeggi-von Hartz, Irene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054408>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das feministische

S

päter September. In zwei 25 Liter grossen Sterilisierhafen brodeln acht saubere 2 Liter-Bülachergläser, angefüllt mit kleingehackten und vorgedünsten Krautstücken, Lauch, späte Kohlrabi oder andernfalls mit zwölf Kilo säuberlich abgebeerten Holunder. Mit schwarzen oder mit lila Händen räume ich Berge von Gemüse- und Obstresten in den Schweineeimer, fege den Tisch von Erdresten, Schnecken und Ohrkrabblern frei und blicke resigniert auf die violetten Tupfer der zertretenen Holunderbeeren auf Küchenboden und Tisch. In fünf Stunden werde ich, von den Anwesenden Respekt fordernd, ausgelaugt zwar oder eher komplett fertig, die Gläser stolz in den Keller tragen, aufreihen und mit letzter Kraft ein kurzes, befriedigtes Gesicht ziehen: Der Winter mag kommen. Wir sind gerüstet!

Der Tag war sonnig und einladend. Das Kind spielte draussen, der Mann mistete am Hügel, sein nackter Oberkörper schweissglänzend in der Sonne, und ich habe zehn Stunden ununterbrochen in der dunklen, zugigen Küche verbracht, die ich jetzt, wo alles erledigt und abgesegnet ist, mit ganzer Inbrunst zu hassen mir erlaube. Wehe, wer mir nun entgegentritt: Er soll mir büßen für den Dampf, für meinen Fleiss, für die küchenfertige Winterkost. Ist die erste Wut veraucht, ziehen je nachdem, zwei kurze Bilder durch meinen Kopf. Das eine aus der Bibel. «Seht die acht- und ehrbare Herrin des Hauses; sie ruhet und rastet nicht. Von morgens früh bis abends spät, wenn die Hausgenossen sich längst zur Ruhe gelegt haben, sorgt und arbeitet sie für Familie und Gesinde, nährt, kleidet, webt und spinnt – wohl – gefällig dem Herrn und dem Herr des Hauses.»

Nervös an der zwanzigsten Zigarette ziehend – die übrigens an solchen Tagen mich daran erinnert, dass ich immer noch im 20. Jahrhundert lebe und ein paar schlechte, wohltuende Gewohnheiten in die heile Welt miteingeschleppt habe – blitzt noch ein zweites, weniger zynisches und ambivalentes Gedankenbild durch mein Gehirn. Oekologie, das ist etwas, was Männern als Widersacherin und als Widerstand gegen ihre eigenen Prämissen in die Welt gesetzt haben. Oekologie hat etwas feminines. Ohne

es je genau analysiert und zu endgedacht zu haben, stehen Oekologie und Feminismus in meinem Kopf für ein- und dasselbe da: Die Sorgfaltspflicht gegenüber unseren existenziellen Grundbedingungen, sei es Natur, Materie oder Mensch. Françoise d'Eaubonne hat es mir in ihrem Buch «Feminismus oder Tod» doch soeben knallhart bestätigt: «Verschmutzung, Umweltzerstörung, galopierendes Bevölkerungswachstum sind Worte von Männern, die Problemen von Männern entsprechen: Problemen einer männlichen Kultur...».

B

eidie Gedankenbilder lösen zugleich Befriedigung und Unbehagen aus. Ja, es ist toll, bewundernswert und unbezahbar, dass wir uns durch die Nutzung eines nicht sehr grossen Stück Landes Dreiviertel unserer Lebensmittel selber erwirtschaften können: Milch, Butter, Quark, Joghurt, Käse, dann Gemüse und Kalb-, Rind-, Schweine und Schaffleisch, dazugerechnet noch Geflügel und die unschätzbaren Eier; von dem Überschuss aus dem Fleischverkauf können wir Getreide, Flocken, Öl und natürlich Kaffee, Wein und Zigaretten kaufen. Die Genugtuung, dem fixfertigen Dienstleistungssystem des Nahrungszuschubs in Supermärkten, Migros und LVZ zu entkommen, ist nach einem solchen deprimierenden Haushaltstag noch immer würzig, saftig und aufgestellt. Den Textilbereich aber habe ich von anfang an ausgeklammert: Ich stricke nicht, ich nähe und stopfe nicht, ich webe und spinne und karte und und... nicht! Das grosse Unbehagen, das mich ein jedesmal bei der Vergoldung der Schafwolle fröhlicher, entspannt spinnender Nachbarinnen würgte: Ich ahne den Widerwillen gegen unauslöscharbare Märchenbilder. Das arme Bauernmädchen, das einer raffgierigen Königin drei Räume voll Haferstroh zu Gold verspinnen sollte, um dann deren dämlichen Prinzensohn als Pokal-Gemahl vorgesetzt zu bekommen. Spinnen ist für mich zentner schwer belastet mit engster Häuslichkeit,

Unterdrückung, unsinnige geiststötende Reproduktion. Doch es fällt heute kaum mehr ins Gewicht: Für die Textilverweigerin ist das Brockenhaus die Labsal. Gebrauchte, billige, von der Wegwerfmentalität geadelte Waren, die guten Gewissens gerecycled werden dürfen – und meistens noch schöner, sinnvoller, eigenwilliger sind als der billige, bunte Plunder von Spengler und Globus.

Die Identifikation mit dem Bibelwort dauert nur einen kurzen, witzig-hehren Moment. Abrupt bricht sie zusammen. Und genauso schnell fällt das unreflektierte Identitätsgefühl mit dem ökologischen Feminismus unvermutet in ein schwarzes Loch. Denn bei genauerem Hinsehen stehe ich gar nicht hellstrahlend auf dem feministisch-oekologischen Regenbogen, sondern irgendwo dreissigtausend Jahre früher, im frühagrarischem Camp der teilweise noch jagenden, sammelnden und begrenzt gärtnernden mesolithischen Urtümme, auf einer Stufe mit den Hochlandbewohnern Papuas. Ihrer Lebensweise entspricht meine tagtägliche Frauenrealität am ehesten.

J

a – ist es denn möglich, dass die Grundannahmen der Frauenbefreiung – Entlastung von harter Körperarbeit als Geschlechter scheidender und Rollen zuweisender Faktor, vom Nachweis der Wehrfähigkeit und vom unkontrollierten Kinderkriegen – ausschliesslich und unbedingt von der industriellen Revolution, von der technologischen Superentwicklung und von der nachindustriellen Dienstleistungsbetriebsamkeit abhängt? Und, dass jeder Schritt in Richtung Oekologie, naturbewahrende Produktion, Selbstversorgung und kleine Kreise uns wieder schrittweise alles wegnimmt, uns in Arbeitsteilung und Abhängigkeit zurückstossst und uns zurück an Herd und Küche bindet? Dass feministische Oekologie vielleicht letztlich ein Widersinn ist, sodass – so treiben mich die Gedanken weiter – wir Frauen im Gegenteil die technologischen und mikroelektronischen,

gentechnologischen und anderen Science Fiction-Irrwitzten stützen, ja fördern sollten und verlangen, dass jeder produktiven Arbeit eine leichtbedienbare Maschine vorgesetzt werde, um endlich die Arbeit und die Macht vom Körper zu befreien, der in vielem unsere Fessel war und ist. Denn Frauen, seien wir ehrlich: Die alternative Mütterlichkeit, Häuslich- und Ursprünglichkeit ist nicht jederfrau's Sache und die Anbiederung an die, unserem natürlichen Gemüt so ähnelnde Natur, ist Sexismus unter anderem Vorzeichen – so erotisch eine solche Frau mir auch erscheint, im Vergleich zur metall- und lederbeglänzten Stadtfeministin, mit kurzer Frise und kalter Schminke. Stehen wir also am Scheidweg?

Das ist eine provokative Schlussfolgerung, die ich selber nicht teile, denn die Beweggründe, die mich zur Selbstversorgung brachten, waren weder oekologische noch feministische, sondern ganz anderer Art. Zugegeben: Der Auslöser war ein Mann, doch die Bedingungen für den radikalen Wechsel aus der städtischen Metropole aufs

be vermutlich dabei, wenn auch die Ziele eines solchen Lebens durch die allgegenwärtige Luftverschmutzung und Verstrahlung, denen biologisch arbeitende Neubauern und Neubäuerinnen durch die Austauschchemie der Materie besonders ausgesetzt sind, sich ins Groteske verkehren.

Häuser bauen ist Knochen- und Muskelarbeit, benötigt Kraft und Ausdauer. Die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau schleicht sich vom ersten Augenblick ein. Eine Vision ist: In einer reinen Frauen-Selbstversorgung wäre der Kraftaufwand und die Ausdauer in andere Zeiteinheiten aufgeteilt, sodass Stärke/Schwäche als Bedingung gar nie auftauchen würden. Zwischen Zweien, Mann und Frau, kann die Arbeitsteilung noch gedämpft und ohne weitere Machtfolgen ablaufen – doch können die Söhne das Problem schon akzentuieren und die Frau plötzlich in eine lächerliche Abhängigkeit vom Mut, Draufgängertum und technisches Wissen eines Dreizehnjährigen bringen. Meine schlechteste Erfahrung aber ist, dass sobald mehrere Männer sich auf dem Hof bewegen, sich eine Art von Sachkompetenz-Clan und Schwerarbeit-Fitnessclub auftut, in denen ähnliche Bedingungen herrschen, wie im Männerhaus der jagdtreibenden, nacheiszeitlichen Stämme, die darauf angelegt sind, der Frau den Mund zu stopfen und ihre Arbeit zu verniedlichen und herabzuwürdigen.

5. Produktionsort Küche Das Zentrum Küche, in der alle Fäden der Selbstversorgung zusammenlaufen, kann zum vergoldeten Käfig oder, besser, zum Verlies werden. Es

Dennoch gibt es für uns Feministinnen und Selbstversorgerinnen bestimmte Fragen, die wir durchdenken und lösen sollten:

1. *Arbeit* Arbeit macht nicht nur frei. Ackerbauliche Schufterei und die ständige vielgliedrige Beanspruchung des Kleinbetriebs, der nicht rationalisiert sondern notwendigerweise aufwendig sein muss, kann zu einer derartigen knochenbrechenden und auslaugenden Mägdeschaft führen, die an Sklaverei grenzt.

2. *Zeit* Daraus folgt, dass die Durchbrechung des chaotischen Produktion-Arbeit-Konsum-Kreislaufs im Spätkapitalismus

Land waren längst ins Rollen geraten. Der Platz in dieser Zeitung reicht nicht, um länger darauf einzugehen. So viel sei gesagt: Als unbürgerlich/bürgerliches, feministisches Wesen, mitrudernd in der Polit-, Kultur- und Frauenszene, dessen Leben sich – eingeschlossen der üblichen Stolperrei – bestens in die staatlich abgesegneten Nischen hätte entfalten können, fehlte mir nach und nach etwas, was ich nicht anders als negativ formulieren kann: Es war der Überdruss am 'Leben aus zweiter Hand', was soviel besagt, dass ich, so sehr ich theoretisch, gedanklich und gefühlsmässig auch überall eintauchte, mir es doch nie gelang körperlich, im Blut und in den Füßen die wahren Bedingungen einer gesellschaftlich notwendigen Veränderung zu spüren, das sind: Not, Leiden, schwere Arbeit, Ausbeutung, der Betrug um die eigene Produktivität. Anders gesagt ist es die wahre und echte Entfremdung eines durch und durch bürgerlich vermittelten Lebens, das so gut seinem sozialen Klima adaptiert ist, dass es kaum dazu kommt Existenzielles zu erleben. Für mich war daher die richtige Lösung: Einheit von Kopf und Hand, unvermittelte Produktion via Körperarbeit und die direkte Aneignung meiner Produkte, also agrarische Selbstversorgung. Und ich blei-

keineswegs die freie Selbstbestimmung und die kreative Aera einläuten wird, weil der Geist sich dem Körper und seiner Müdigkeit unterwirft. Für ein Leben für Geistes-tätigkeit, Kultur und Nichtstun, das ein oekologisches Zeitalter notwendig von uns abfordern muss, damit wir uns der sinnlosen Überproduktion von Nutzlosem enthalten, ist daher die heutige ländliche Lebensweise nur begrenzt der richtige Übungsplatz.

3. *Angepasste Technologie* Sie ist wohl die Bedingung, dass wir auf dem Land nicht in die reine, vierundzwanzig Stunden umfassende Reproduktion einer kärglichen Existenz zurückfallen. Frauen können vermutlich – und dabei denke ich teils hoffnungsvoll, teils skeptisch an mich selber – sanfte Technologien verstehen, bauen und gebrauchen. Wir müssen dafür aber einiges Wissen ansammeln und aufarbeiten und die alternative Technikfeindlichkeit relativieren.

4. *Arbeitsteilung* Landwirtschaft, vor allem der Umgang mit grossen Tieren, die Graswirtschaft, aber auch das Holzen und

ist oft deprimierend und degradierend, dass wir – kaum sind wir dank der postindustriellen Konsumwirtschaft der Küche, die sich immer mehr verkleinert, entronnen – uns ihr auf Gedeih und Verderb wieder unterwerfen. Ich sehe das manchmal so, als ob wir uns alle einem zerkleinernden, kochenden, verarbeitenden und verdauen Riesenbauch verschrieben haben. Das Essen als Mittelpunkt des Lebens sollte frau ankotzen! In der Küche muss Arbeit auf- und weggeteilt werden.

Und noch etwas Wesentliches: Jede Frau muss sich bedenkenlos und hart einen zweiten Aufenthaltsraum schaffen – und nicht unbedingt das Kinderzimmer – wo sie einem anderen Zwang ihrer Existenzsicherung nachgeht: am liebsten geistig, unproduktiv sozusagen. Nähend, na meinetwegen, – lieber malend, schreibend, lessend, musizierend, tanzend, sprechend, eben irgendetwas Nichtvereinnahmbares!

Irene Jaeggi-von Hartz, Trogen

Françoise d'Eaubonne: *Feminismus oder Tod, Thesen zur Oekologiedebatte*, Verlag Frauenoffensive, 1975